

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Montag, 4. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

(1. Fortsetzung.)

„Sie sprechen Deutsch?“ fragte der Kommissar etwas erstaunt.

„Zu dienen, Herr Kaiserlicher Rat. Ich schreibe mir zwar Giuseppe Binerto, aber eigentlich bin ich ein guter Deutscher, wann ich auch schon im Welschen geboren bin. Mein Großvater schrieb sich noch Joseph Binert und war k. und k. Finanzwachmann in Trient, in Tirol. Mit mir können Sie Deutsch reden, Herr Kaiserlicher Rat.“

„Na, das ist ja schön“, antwortete Wondra, „nur ich bitt' Sie, lassens den Kaiserlichen Rat auf der Seite, ich bin Oberkommissar bei der k. und k. Sicherheitspolizei, mehr nicht.“

„Jawohl, zu dienen, Herr Kaiserlicher Rat, — pardon, wollt' sagen Herr Oberkommissar.“

Wachtmeister Bodopovic hatte inzwischen den Säbel umgehängt und in der Wachtstube draußen die vier Wachleute zum Mitkommen aufgefordert. In Begleitung des Oberkommissars und des Pförtners Binerto verließ er nun das Revier. Draußen schlossen sich die Wachmänner an, und der kleine Zug ging eiligen Schrittes durch die, trotz der frühen Stunde schon ziemlich belebte Via Stadion nach der nicht allzufernen Via Acquadotto.

Unterwegs wandte sich der Wachtmeister an den Pförtner, der schweigend neben dem Oberkommissar herging.

„Lei è portinajo in Via Acquadotto Nr. 72?“ fragte er. „Ich kenne Sie doch vom Ansehen.“

„Herr Binerto spricht gut Deutsch“, wandte der Oberkommissar ein.

„Ja“, antwortete der Pförtner auch deutsch, „ich bin Portinajo in Nr. 72 und war ja schon häufig auf'm Revier gewesen. Ich kann Sie versichern, meine Herren, es beschlägt mich fast die Rede. — So ein guter, feiner Herr, wie der Feldmarschalleutnant und tot. — Ermordet. — Den Schädel haben's ihm eingeschlagen, die Mafesizhalunken, die satrischen — — —“

„Der Feldmarschalleutnant?“ fragte der Wachtmeister und zog seine Brauen hoch. „Jesus, Maria und Joseph, in der ganzen Acquadottostraße wohnt nur ein Feldmarschalleutnant. Es ist — — — doch nicht — — — der Ritter von Prohaska, von dem Sie reden?“

„Der selbige, Herr Wachtmeister.“

Bodopovic unterdrückte einen Ausruf des Erstaunens und schwieg, denn der kleine Zug war in die Via Acquadotto eingebogen, und einige dreißig Schritte vor ihm lag das Haus, wo sich die Mordtat abgespielt haben sollte. Eine ziemlich große Menschenmenge umstand das Haus. Leute aus der Nachbarschaft, Angestellte der umliegenden Geschäfte, einige Postbeamte, Soldaten und Müßiggänger, die überall sind, wo es etwas zu sehen gibt. Sie unterhielten sich erregt, doch gedämpft, indem sie ab und zu halb ängstliche, halb neugierige Blicke nach den geschlossenen und durch zugezogene Vorhänge verhüllten Fenstern des ersten Stockes warfen.

Als die Beamten in Sicht kamen, wich das Stimmengewirr einer atemlos gespannten Stille, und mit dem Respekt, den das Publikum allerorts der Polizei entgegenbringt, wurde den Polizeibeamten eine

schmale Gasse zum Passieren freigegeben, die sich aber hinter ihnen sofort wieder schloß.

Während zwei der Wachmänner die versammelte Menge erst höflich, dann aber energischer zum Auseinandergehen zu bewegen suchten, was nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war, dann vor dem Hauseingang Posto faßten, schritten die anderen, der Pförtner voran, durch das Tor, das hinter ihnen sofort wieder geschlossen wurde.

Nach Art aller besseren Wohnhäuser in Triest befand sich inmitten des mit Mosaikplatten ausgelegten Hausflures die Loge des Portinajos, der, wie die meisten Pförtner der großen österreichischen Hafenstadt, irgendein Gewerbe, Binerto war Schuhmacher, in jener Loge betrieb, so daß er sowohl die Eingangstür als auch die nach den verschiedenen Etagen führende Treppe jederzeit vor seinen beobachtenden Augen hatte. An dieser Loge schritten die Polizeibeamten vorüber und gingen dann langsam die Treppe hinauf. An der Vorplakette des ersten Stockwerks war ein Marmorschild angebracht, das in ausgehöhlten, goldbronzierten Buchstaben die Worte trug:

Leopold, Ritter von Prohaska, k. und k. Feldmarschalleutnant a. D. Der Oberkommissar warf nur einen kurzen prüfenden Blick auf das Schild, dann setzte er die Klingel in Bewegung.

Eine Sekunde später wurde die Tür von einer älteren Frau geöffnet.

„Buon giorno“, grüßte der Kommissar. „Possiamo entrare? Können wir eintreten?“

Die Frau hob ihre verweinten Augen zu dem Sprecher. „Bitt' schön“, sagte sie in deutscher Sprache leise, doch erregt. „Ich bin Frau Bergholzer, die Haushälterin meines armen Herrn.“

Der Polizeibeamte griff grüßend nach der Kappe:

„Oberkommissar Wondra“, sagte er vorstellend, gleichfalls in der deutschen Sprache bedienend. „Wollen Sie uns nach dem Zimmer führen, wo die Leiche liegt?“

„Bitt' schön“, wiederholte die Frau und schritt langsam über den Vorplatz nach einer Tür, deren Schlüssel steckte.

„Es hat doch hoffentlich niemand in der Zwischenzeit das Zimmer betreten?“ fuhr der Oberkommissar, der der Frau gefolgt war, in seinen Fragen fort.

„Keine Menschenleere“, erwiderte die Frau. „Ich hab gleich zugesperrt.“

„Gut, öffnen Sie bitte.“

Die Haushälterin kam dem Befehl nach. Sie stieß die Tür mit abgewandtem Gesicht auf und gab dann, sich bekreuzigend, den Eingang frei.

Der Oberkommissar überschritt schnell die Zimmerschwelle, der Wachtmeister, die Polizisten und der Portinajo folgten langsamer.

Das Zimmer, das sie nun betraten, war ein hoher, mittelgroßer Wohnraum, der mit alten, dunkeln, vornehmen Möbeln behaglich ausgestattet war. Die herabgelassenen orangegelben Seidenvorhänge ließen das Morgenlicht nur gedämpft durch.

Die Wand gegenüber der Eingangstür war fast voll-

ständig von einem großen Bücherschrank eingenommen, dessen oberen Teil eine große Dantebüste aus weißem Marmor krönte. Vor diesem Schrank stand ein runder, schwerer Tisch aus dunkelgebeiztem Eichenholz, auf dessen Platte eine größere Anzahl Zeitschriften und Bücher lagen. Vor dem auf die Straße führenden Fenster stand ein gleichfalls dunkler Diplomatenschreibtisch. An den Wänden hingen mehrere gute Bilder, den Kaiser Franz Joseph, den Erzherzog Karl und den Feldmarschall Radetzky darstellend. An der dem Fenster gegenüberliegenden Querwand, über einem Ruhebett aus rotem Plüsch, war ein geschmackvolles Arrangement aus Schußwaffen, alten Musketen, Punten- und Radtschokflinten angebracht, das von zwei großen schwarzgelben Seidenfahnen umgeben war. Als ein weiterer Schmuck des Zimmers konnte der schwere Bronzelüster gelten, der mit mehreren Reihen Glasperlen verziert von der Decke herabhing. Der Boden des Zimmers war mit Linoleum belegt, nur vor dem Schreibtisch lag ein kostbarer, dunkler Perserteppich.

Der Oberkommissar hatte die Einrichtung mit einem schnellen, prüfenden Blick umfaßt, nun richteten sich seine Augen langsam auf eine mitten im Zimmer liegende leblose menschliche Gestalt.

Er trat näher, aber ohne sie zu berühren, dann wandte er sich halb um und sah seinen Wachtmeister an. Auch ohne eingehende Untersuchung hatte er unschwer feststellen können, daß der Mann, der in peinlich sauberem schwarzen Anzug vor ihm am Boden lag, längst tot war.

Auch Wachtmeister Bodopovic war näher getreten, er hatte sich behutsam auf die Knie niedergelassen und den Kopf des alten Mannes, dessen Augen aus dem wachsternen, gelben Gesicht gläsern in die Höhe starrten, vorsichtig etwas vom Fußboden aufgenommen.

An dem Hinterkopf der Leiche klappte eine fürchterliche Wunde. Ein Teil der Schädeldecke war zertrümmert und hatte das Gehirn freigelegt. Um den Kopf, auf dem Fußboden hatte sich eine Lache dunkelbraunes Blut gebildet.

Wachtmeister Bodopovic ließ den Kopf des Toten vorsichtig wieder auf den Boden sinken. Er war in seiner langen polizeilichen Tätigkeit an den Anblick von Leichen gewöhnt, dennoch konnte er ein Gefühl des Grauens beim Anblick dieser scheußlichen brutalen Verletzung faum unterdrücken.

„Der ist futsch“, sagte er leise. „Entsehlid“, fuhr er fort, „daß es sich um ein Verbrechen handelt, das liegt wohl klar auf der Hand.“

Der Oberkommissar war inzwischen zu dem Schreibtisch getreten und hatte die Schubladen flüchtig angesehen. Da sie in Ordnung schienen, wandte er sich wieder der Leiche zu.

„Sie mögen recht haben, Bodopovic“, sagte er. „Es schaut alles nach einem Verbrechen aus. Wir müssen unverzüglich das erste Protokoll aufnehmen. Perroni, ziehen Sie die Vorhänge behutsam hoch. Sie, Herr, warten einstweilen bitte draußen, am besten in Ihrer Loge. Ich habe nachher einige Fragen an Sie zu richten. Niemand verläßt vorerst das Haus. — Sie, Frau Bergholzer, bleiben bitte hier. Wollen Sie näher treten. Ich brauche Sie wohl kaum darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre Aussage sich streng an die Wahrheit zu halten hat. Was Sie hier deponieren, müssen Sie unter Umständen vor Gericht beschwören.“

Die Angeredete fuhr, wie aus einem bösen Traum erwachend, auf. Ein Schatten huschte um ihr vergrämtes, leidendes Gesicht, als sie mit müder Stimme antwortete. „Fragen Sie, Herr Oberkommissar, was ich weiß, werd ich gern sagen. — Aber entschuldigen, ich bitt' schön, darf ich mich nit sehen. Ich befürchte jeden Augenblick umzufallen. — Es ist schrecklich, — — entsehlid, Herr Oberkommissar.“

Auf einen Wink seines Vorgesetzten hatte der Wachtmann Perroni einen Stuhl herbeigezogen, auf dem Frau Bergholzer schwerfällig Platz nahm. Bodopovic hatte es sich inzwischen am Schreibtisch bequem gemacht und wartete, einen Tintensift in der Hand und mehrere Bogen weißes Kanzleipapier vor sich, auf den Beginn des Verhörs.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vogelbündel.

Von Anton Schnad.

Es traf mich schmerzlich und ich hatte fast die Bewegung, meine Hand vor die Augen zu halten, als ich beim Durchstreifen der italienischen Kleinstadt das erste Vogelbündel erblickte. Es hing an der Türverschalung eines kleinen Kramladens, auf dem verräucherien und altertümlichen Holze hing das Bündel wie ein riesiger bunter Tropfen, dessen Schwerkraft und Dicke unten lag und der nach oben sich zu einer leichten und gekräuselten Aufgeblühterheit verdünnte. Es erschien mir zuerst als ein festes Gestrüpp von merkwürdigen Blütenköpfen und hübschen Federbüscheln; ich trat näher heran und griff in das flüchtige Zeug, aber dieser Griff gab mir einen Stich mitten durchs Herz: ich hatte in ein Büfett aus lauter kleinen und zierlichen Vogelleichen gegriffen, die mit ihren gelben, blauen, grauen und roten Federchen mir wie eine sichtbare und riesige Inkarnation der Grausamkeit und der Kreaturverachtung erschienen.

Es waren die Vögel des Nordens. Es waren die Vögel meiner Wald- und Wiesenheimat. Es waren die süßen Sänger aus Mai und Juni, es waren die Vögel, die im Teichrohr der lappländischen Moore einen kurzen feuchten Sommer genist hatten, es waren die Vögel, die Schwedens und Norwegens kühle Wälder bevölkerten, es waren die Vögel von den Birkenhügeln der niederdeutschen Heiden, es waren die Vögel, deren Nest in schwäbischen Weibdornbächen hing, es waren die Vögel von den Flußufern der Elbe, des Mains, des Rheins, des Neckars und der Weser. Norden der Erde, es waren deine Vögel, es waren die Kreaturen deines Frühlings und deiner Sommermonate; es waren die Besüßler eurer kühlen Morgenlüfte, es waren die Nester von Lindenbaum und Ahorn, Norden der Erde, Kinder im Norden, Freunde im Norden, die ihr den Vogel liebt, der Süden mordete sie gnadenlos!

Es waren die gewichtlosen rührenden Vogelförpser des flinken Steinschmähers, der verenden Nachtigall und des wippenden Rotschwanzes, mit ihnen zusammen hing das schimmernde Blaukehlchen aus den lappländischen Einöden, hing der farbenbunte Stieglitz der deutschen Obstbaumgärten, hing das zarte schwellende Grau des Uferschilflängers, ach es waren zwanzig, dreißig, fünfzig schmalbrüstige, baumen- und fingergroße, ausgeehrte, erbarmungswürdige und abgewürgte Vogelleichen.

Da hingen sie, die Sänger meines morgendlichen Schlafes in Frühlings- und Sommertagen, als ich noch an Rhein und Neckar wohnte, da hingen sie, deren Nest ich im Jasminbusch erspähte, das fünf grau-grün geprenkelte Eier mütterlich verbarg. Da hingen sie, lebloser Plunder, hingemordet von grausamer Hand und grausamer Seele, vernichtet unter einem göttlich klaren und strahlenden südlichen Oktoberhimmel, da hingen sie, entseelt und jedes Flügelchen gebrochen, die ich wochenlang unermüßlich und rastlos mit mißtrauischem und spähendem Blick zum Neste in der Strauchgabel fliegen sah, wo fünf gelbe und aufgesperrte Vogelmäuler nach dem mütterlichen Futter sich redten. Da hingen sie, deren erste Flugversuche ich von der umhüllten Gartenlaube aus beobachtete, mit glanzlosen und erblindeten Augen. Ach, ich erinnere mich noch, wie mir eines dieser tolpatschigen Vögelchen auf die offene Handfläche geflogen kam. Wild und unermüßlich kloppte das unsichtbare und tief erschrockene Vogelherz. Froh ließ ich die kleine Kreatur aus Flug, Leichtfertigkeit und Lebenssehnsucht wieder in den sonnigen Morgenwind fliegen, nachdem ich dem bunten, schillernden Geschöpf mit den Fingern leicht das kleine Vogelförpchen gestippt hatte. Ich ließ ihn fliegen, da er mir als kleiner und glücklicher Bruder erschien und da ich ihn beneidete um die Freiheit und Seligkeit seines sorglosen Vogelaseins. Und er blieb um mein Haus den ganzen Sommer. Und ich hörte vom hohen Gipfel des Birnbaumes her und aus dem dichten Versteck der Jasminbede Morgen für Morgen und Abend für Abend die schmelzenden und schwermütigen Lieber seiner kleinen, beseeelten Vogelleichen.

Sahen es mir nicht damals, daß ich in seinem weich gestöckelten Lied eine kaum merkbare schmerzliche Klage spürte, eine Angst vor nahem Tod, eine Angst vor grausamem Ende.

Ich hatte ihm gewünscht, daß er die paar Jahre seines lustigen und freien Vogellebens furchtlos und unbefürchtet verleben könnte, und daß ich ihn eines Herbstes gefunden hätte als ein totes und steifes Bündelchen, zusammengedrückt in einer Ecke unseres Gartens, da er die Kraft nicht mehr hatte, den Flug über die Mauer der Alpen in die südlichen Täler und an die südlichen warmen Meere zu wagen.

Ich hätte ihm gewünscht, daß ihn ein Sperber auf der

Jaad nach Nahrung niedergestochen und ihn mit scharfen Fanghieben zerlegt hätte.

Aber sein erster Flug, zu dem ihn das Geheimnis der Natur zwang, seine erste große Reise in die Welt, die ihn vor winterlicher Hungersnot, bitterer Kälte und tiefem Schnee bewahren sollte, trieb ihn in den grausamsten, schändlichsten und unnothwendigsten Tod, in den Tod durch den Menschen, der über jede Kreatur als Freund, Wohltäter und Vater gesetzt sein sollte.

Armes kleines Rotkehlchen, wundervolles beseeltes Kestchen aus Süße und Schmelz, himmelanstreigende unscheinbare Perle, mit dem Schnäbelchen voll Inbrunst und Entzündetheit, schwermütig schluchzende Drossel, die in die Traumumspannenheit meines Morgenschlafes sang, hier fand ich euch im traurigsten Wiedersehen, das Federkleid gerötet, das Köpfchen umgedreht und blutig, das Stirnschälchen eingedrückt und gesplittert, das kohlenhaft glänzende Auge tot und erblindet, hier im Lande des Heiligen Franz von Assisi, der einst mit euch in brüderlicher Liebe und mit brüderlicher Junge redete.

Aber seine Nachfolger werden in den Herbstmonaten, wenn die großen Vogelwolken des Nordens sich über die Täler und Landschaften des Südens senken, mit Leimruten und Lodeulen, mit Flinten und Fangnetzen zu Verderbern und Vernichtern kleiner, grammleichter, unermüdlich zwitschernder und zierlicher Kreaturen. Was bietet so ein wippendes, knochenhaftes Vogelkind für eine Nahrung? Zu Duzenden zerhackt und zerschnitten, werden sie zu einer dicken breiigen Suppe gekocht, die nicht einmal ein Vederbissen ist.

Unauslöschlich wird mir der gebrochene Leib eines Buchfinken im Gedächtnis bleiben, der in dem Bündel hing und der über den Krällchen einen drahtdünnen metallenen weißen Ring trug. In die blinkende Spange waren winzige Worte und Zeichen eingeritzt. Vielleicht hatte der Vater eines Mädchens in Deutschland oder in Schweden diesen aus dem Neste genommen und wieder hineingesetzten Vogel zum Glücksvogel für sein Kind gemacht. Vielleicht stand darauf: Kehre wieder!

Er wird nicht wiederkehren, er wird nicht mehr im Frühling auf dem blühenden Birnbaumast seinen Lockruf schmettern und sein kleines Vogelkleid singen. Vater und Kind werden den Vogel mit dem Ring am Krällchen vergeblich erwarten. Der Mensch hat ihn gemordet.

Ein Nachtwächter.

Von Karl Iwanowitsch.

Ja, Herr, sagte der alte Storoisch und nahm dankend die ihm angebotene Zigarette, 's ist nicht immer leicht bei den Herrschaften! Manche sind so — —, nun, man weiß nicht, wie man's ihnen recht machen soll, wissen's wohl zuweilen auch selber nicht! — Siehst du, zehn Jahre sind's her, können auch mehr sein, da wurde ich Wächter beim Grafen S. Der Verwalter, so ein Deutscher, zeigte mir, wo ich Kunde geben sollte des Nachts. „Hier,“ sagte er, „ist das Herrenhaus, und dort wohnen die Mägde, und da sind die Ställe und Schuppen.“ Und gibt mir eine Flinte, so eine Berdiantka, und eine Trillerpfeife. „Und alle Stunden machst du deinen Rundgang, und wenn du etwas Verdächtiges siehst, einen Huldigan oder so, dann hällst du ihm das Gewehr unter die Nase und pfeiffst, damit Hilfe kommt,“ sagte er. „Ich gehorche,“ sagte ich.

Nu, ich ging also, wie man mir befohlen hatte. Von acht Uhr des Abends ging ich bis früh um sechs, und bei Tage schlief ich. Sah von der Herrschaft nur einmal die Gräfin, wie sie mit einem Offizier ausfuhr. Dachte, es sei der Graf, aber der Kutscher Trofim sagte, ich sei ein Dummkopf und ein Bauer.

Eines Nachts nun, so zwischen zwölf und eins, komme ich am Herrenhause vorbei, und auf einmal sehe ich, wie sich da was im Gebüsch bewegt, gerade unter den Fenstern der Gräfin. „Dalt,“ rufe ich, „sieh!“ Und wie sich nichts zeigt, gebe ich mit vorgehaltener Berdiantka auf die Sträucher zu. „Komm nur heraus,“ rufe ich, „habe dich wohl bemerkt! Ich schieße, wenn du nicht herauskommst!“ Siehst du, da raschelt es wieder in den Büschen, und ein Mann tritt auf den Weg hinaus, hat eine Burka umgeschlagen und eine Militärmitze in die Stirn gezogen. „Du bist wohl ganz verrückt geworden, mein Lieber,“ sagt er, „wie unterstehst du dich, mich hier anzusprechen? Uns Maul haue ich dich,“ sagt er. Ich merke gleich, es ist kein Bauer, nur ein Herr konnte so sprechen. „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ sage ich dabei, „aber so ist's mir befohlen, und ich bitte untertänigst um Verzeihung, aber ich muß den Verwalter herbeirufen!“ Siehst du, da haut er mir die Pfeife ins Maul, daß mir alle Zähne

wackeln, reißt mir das Gewehr fort und prügelt mich. Nun, das hatte wohl einigen Därm gegeben, und auf einmal öffnet sich oben ein Fenster, und ein Frauensimmer fragt: „Was gehst, um Christi willen vor? Bist du da, Dimitri?“ Bei unruhiger dich nicht, meine Liebe,“ sagt der Herr, „aber dieser Tölpel hier hielt mich fest.“ Und er schüttelt mich wie ein Windhund den Hasen. Ach, denke ich, heilige Mutter Gottes von Kasan! Da hast du beinahe was Schönes angerichtet, hast den Herrn selber festnehmen wollen! Ich bitte Guef Hochwohlgeboren kühnlich um Verzeihung,“ sage ich, „aber ich habe Sie nicht erkannt, bin erst acht Tage auf dem Gute, und der Verwalter hat befohlen — —“ Siehst du, auch mich der Herr so an und sagt: „Na, 's ist gut, du bist zwar ein Dummkopf, aber geh' auf den Hinterhof und wache dort!“ Und die Gräfin sagt auch: „Ja, gehe auf den Hinterhof, mein Alter!“ Und der Herr gibt mir einen Rubel, und ich küsse ihm die Hand, wie sich's gehört, und gehe.

Na, denke ich, das ging noch gut ab, und bekreuze mich und gehe dorthin, wo die Ställe sind. Aber wie ich an den Schuppen komme, wo die Entearbeiterinnen schlafen, da — drückt sich da jemand an der Mauer entlang und will fort. Nu, zuerst denke ich: soll er laufen, weiß der Teufel, vielleicht baut er dich auch! Aber dann — befohlen war's, also rufe ich: „Sieh.“ Und als er um die Ecke verschwunden will, ich ihm nach und halte mein Gewehr vor und rufe nochmals: „Sieh, oder ich schieße!“ Ob du's mir nun glauben willst oder nicht: aber da steht wieder einer in einer Burka und bestet mich an: „Dalt's Maul, Hundesohn! Kennst du deinen eigenen Herrn nicht?!“ Aber ich lasse mich nicht verblüffen! „Wissen wir Bruder,“ sage ich, „was du für einer bist! Der Herr willst du sein? Ein Schwindler bist du! Der Herr sind im Vorderhaus bei der gnädigsten Gräfin, geruhten soeben noch, mich ans Maul zu schlagen. Aber nun komm mein Freund, marsch!“ Da will er mich in die Zäbne hauen, ich aber flinker als er, pfeife, daß man es hätte bis nach Moskau hören können, und wie er mir das Gewehr aus der Hand schlagen will: „Kraach!!“ geht der Schuß los!

Nun kamen alle gelaufen, Trofim kam, der Kutscher, und Feodor Karlowitsch, der Verwalter. In Unterhofen kam er angerannt, so wie er aus dem Bette gesprungen war. „Was ist los?“ ruft er, „was pfeiffst und knallst du?“ — „Hier,“ sage ich, „es ist ein Landstreicher, ein Huldigan, sagt, er sei der Herr, aber — —“ „Ach, du Esel, du Lumpenterl, du Schwein,“ sagt Feodor Karlowitsch, „was du doch für ein Dummkopf bist!“ Und er schlägt mich und der Trofim gibt mir einen Tritt und spuckt mich an, und der, den ich festgehalten hatte, brüllt: „Sperrt den besoffenen Dalkunten in den Kartoffelfeller!“ Da wurde ich über Nacht eingeschlossen, und am nächsten Morgen kam der Verwalter, gab mir den Lohn für den Monat und sagte: „Geh mit Gott,“ sagte er, „mein Lieber! Pade dich, du bist selbst zum Nachtwächter zu dumm!“

Wie soll einer das nun verstehen, Herr. Wache ich im Park, am Herrenhause, wie's befohlen ist, so heißt es: was willst du hier, schere dich auf den Hinterhof! Und gebe ich dorthin, so schlägt man mich auch und spuckt mich an und jagt mich aus dem Dienst! Ja, 's ist bei manchen Herrschaften nicht leicht zu dienen!

Die Kreidezeichnung auf dem Reisefoffer.

(Die wiederaufgenommene Weltsprache der Hotelbdiener.)

Von Ernst Friedmann (Wien).

„Dort ist er ja, der Herr Lohnbdiener,“ sagte die Abwaschfrau mit einer Kopfbewegung, bevor sie ihre Kade zusammenraffte, um sich zur Fortsetzung der Reinigungsarbeit auf den Stufen niederzuknien. Und so habe ich denn den Herrn Lohnbdiener, der an eine Säule gelehnt stand, interviewt. Erst blinnte er mich mit etwas mißtrauischen Augen an, ließ die wattierten Ärmel der Lederweste verschränkt und brachte auch die in gelbe Lederamaschen gezwängten, mit einer blauen Schürze halbbedeckten Beine nicht aus ihrer gekreuzten Lage. Dann aber wurde er gesprächig und behandelte mich ganz jovial.

„Das ist nämlich so!“ begann er. Und er erzählte mir ein Kapitel, das mitten in die Geschichte vom Abbau des Völkerthales gehört. Vor dem Kriege war es allgemein üblich, die Hotelgäste durch ein geheimes Zeichen, das mit Kreide auf den Reisefoffer gemalt war, auf das Entgegenkommen ihrer Geldbörse zu qualifizieren. Mit einer Reihe von Figuren, Strichen, Kreuzen und Kreisen verständigten sich die Lohnbdiener der ganzen Welt, in welche Klasse der Knechte und Freigebigkeit der einzelne Hotelpassagier gehöre. Diese Sprache war ein Boleapük, das über den ganzen Erdrich zwischen New York und Yokohama verstanden wurde.

Die richtige Einschätzung hing natürlich auch von der Auffassung und dem Grade der Bescheidenheit des einzelnen Lohndieners ab, aber im großen und ganzen bildeten die Zeichen doch schon eine Richtschnur, und der den ankommenden Gast empfangende Hotelangestellte wußte gleich, wie tief er seinen Rücken zu beugen habe und welchen Obolus er erwarten dürfe. Während des Krieges hörten mit der Unterbrechung aller internationalen Verbindungen auch weite und weitere Reisen auf und die Zeichensprache der Lohndiener geriet fast in Vergessenheit.

Wie sehr der Weltkrieg auf die Gemüter vergiftend gewirkt hatte, geht wohl auch schon aus der unscheinbaren Tatsache hervor, daß sich die Hotelangestellten hernach, nur innerlich widerstrebend, entschließen konnten, mit ihren Kollegen aus den ehemals feindlichen Fronten wieder in diesen schriftlichen Verkehr zu treten. Man gönnte einerseits dem Angehörigen eines vormals feindlichen Staates den Gast mit offener Brieftasche nicht und wollte andererseits nicht warnen, ließ sogar mit gewisser Schadenfreude hineinfallen, wo man sonst einen Reisenden als „Schmuckian“ qualifiziert hätte. Jetzt haben sich die Wogen wieder geglättet, aber erst vor nicht allzu langer Zeit wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen den Lohndienern der ganzen Welt wieder aufgenommen. Nur über die Form der Zeichen ist man in mancher Hinsicht noch nicht ganz einig.

Das heißt, drei „Noten“ sind bei der Klassifizierung schon überall wieder anerkannt. Ein Kreis besagt: „Kobler Gast mit offener Hand. Anerkennung in klingender Münze.“ Ein gerader Strich bedeutet: „Durchschnitt. Zahl nach bestehender Norm. Kein Kavaliere, aber auch kein Knauser.“ Ein Kreuz endlich teilt warnend mit, daß sich der Hotelgast wohl nicht bei der Forderung von Dienstleistungen, aber bei der freiwilligen Honorierung derselben gerne drückt. Ein Teil der Lohndiener will nun noch bei der Klassifizierung zwei Zwischennoten einführen, die aber nur schwer Eingang finden. Ein mit der Spitze nach oben gerichteter, von links nach rechts weisender Pfeil soll den Gast in eine zwischen Noblesse und Durchschnitt stehende bessere Gruppe einreihen, bei Schrägstellung von rechts nach links weisend, soll das Durchschnittsmaß als unterschritten bezeichnet werden, ohne daß noch eine Berechtigung zum Kreuzzeichen besteht.

„A ganz a fester Verlaß is aber leider Gott's auf die Zeichensprach' net“, sagte der Lohndiener am Schluß seiner Ausführungen, denn wer stark unterwegs is, hat's halt bald heraus, und dann ma'n sich immer grad die „Kreuzler“ a schön's Kreiserl auf'n Kupfer.“

Frauen-Zeitung

Warum haben Sie Ihren Mann geheiratet? Der Mensch wird zwar stets nur durch eigenen Schaden klug, aber in keiner wichtigen Angelegenheit des Lebens ist er weniger fremder Erfahrung als bei der Heirat. Der alte Spruch, daß Liebende blind sind, bewahrheitet sich hier, und während man sonst bei wichtigen Entschlüssen doch auf den Rat von Verwandten und Freunden hört, handelt man hier ganz nach den dunklen Instinkten, die die Paare zueinander treiben. Die Männer sind darin nicht besser als die Frauen, und selbst nüchterne Geschäftsmenschen, die sonst keinen Entschluß ohne eingehende Überlegung fassen, unternehmen den folgenschwersten Schritt des Lebens auf Grund wahrer Gefühle, lassen sich verlocken durch das Leuchten von ein Paar Augen, durch eine schöne Figur oder den Klang einer Stimme. Aber sind auch die Motive des Mannes unberechenbar, so herrscht bei der Frau in ihrer Wahl fürs Leben doch noch stärker die plötzliche Laune und der verführerische Einfall vor. Eine amerikanische Zeitschrift hat kürzlich ihren Leserinnen die Frage vorgelegt: „Warum haben Sie Ihren Mann geheiratet?“, und die Antworten sind zum Teil eine Blütenlese von Wunderlichkeiten. Sehen wir von den Frauen ab, die ganz offen eingestehen, daß sie eine gute Partie machen wollten und daß ihr Herz nicht beteiligt war, so spielen mißverständliche Ideale eine große Rolle. Die Frau gründet ja viel eher als der Mann ihre Ehe auf Ideale. Aber diese glänzenden Luftschlösser kürzen beim leisen Anhauch des Alltags zusammen und das Erwachen ist häufig der Anfang einer unglücklichen Ehe. Eine ganze Anzahl der antwortenden Damen will ihren Mann „aus Mitleid“ geheiratet haben. „Ich hatte viele Verehrer“, schreibt eine, „und man wunderte sich allgemein, als ich den armen, häßlichen und blödesten Herrn aus meiner Bekanntschaft heiratete. Wenn ich mir heute über die Gründe klar zu werden suche, warum ich Joe zum Lebensgefährten wählte, so war es nur deshalb, weil ich glaubte, er würde sonst niemals eine Frau in der Welt finden, und da tat er mir so leid, daß ich ihn nahm.“ Andere Frauen gestehen, daß sie trotz der Warnung ihrer Eltern und erfahrenen Bekannten einen Mann geheiratet hätten, weil sie ihn besser wollten. Dieser erzieherische Trieb ist ja im Mädchen sehr

stark, und sie läßt sich deshalb nicht raten, weil sie glaubt, daß ihr Erwählter „ganz anders ist als andere Männer“. Sie haben oft beobachtet, daß sich der Mann auch in der Ehe nicht ändern läßt, aber bei ihrem Zukünftigen glauben sie immer wieder an die Macht ihrer Liebe und ihres Einflusses. Manche Frauen heiraten auch nur deswegen, um „einen Mann zu besitzen“, sie wollen einen ganz für sich haben und nehmen den nächsten Besten als ihr „Eigentum“. Andere Gründe sind der Wunsch nach Kindern und sehr häufig unangenehme Verhältnisse im Elternhaus, aus denen man sich befreien will. Enttäuschungen der Liebe, die sie veranlaßt, in der Verzweiflung einen Gleichgültigen zu nehmen usw. Verschiedentlich lehrt die Angabe wieder, daß sie das „Gegensätzliche am Manne“ angezogen habe. Aus diesem inneren Drang nach Ergänzung entstehen jene „unangenehmen Paare“, bei denen man sich wundert, wie gerade diese beiden Menschen zusammenkommen konnten. Sehr wenig ist von den inneren Tugenden und dem guten Charakter des Erwählten die Rede, so daß man beinahe dem alten Junfer Recht geben möchte, der da sagte: „Die meisten Frauen sehen eine gerade Nase einer geraden Seele vor.“

Heiraten mit Bieria! Soll man den Gedanken an Heirat aufgeben, wenn man die Bieria überschritten hat? Mit dieser Frage beschäftigt sich A. E. Sautres und glaubt aus seiner Erfahrung behaupten zu können, daß es mehr alufliche als unglückliche Ehen gibt, wenn beide Teile bereits dies Alter erreicht haben. Heutzutage heiraten mehr Bieriaer männlichen und weiblichen Geschlechtes als früher, denn man fühlt sich in diesen Jahren nicht mehr alt, wie es früher der Fall war, sondern hält sich gerade für geeignet, ein neues Leben aufzubauen. Romantische Verliebtheit wird in solchen Fällen einer kalten Ehe selten mitgerechnet. Aber an Stelle der rauch verflüchtenden Leidenschaft sorgen gegenseitige Neigung und gegenseitiges Verstehen für eine viel sicherere und festere Bindung. Ein Mann von 40 Jahren, der die Freiheit des Junggesellenlebens gründlich auskosten hat, lehnt sich häufiger mehr nach einem Heim als der Jüngling. Er hat alle Freuden der Ehehaftigkeit erfahren, aber auch alle Schattenseiten kennen gelernt. Er weiß, daß nur eine Frau ihm eine gemütliche Häuslichkeit bereiten kann, und er sucht sich eine Lebensgefährtin, die reif genug ist, um mit ihm nicht nur die Freuden, sondern auch die Leiden des Lebens zu teilen. Aber auch die Frau, die vielleicht vorher alle Bewerber abgewiesen hat, fühlt, wenn sie die 40 erreicht hat, die Schatten des Alleinseins. Sie hat sich einen Beruf geschaffen und steht mit beiden Füßen fest im Leben, aber es fröhlet sie in ihrer Einsamkeit. Die Geschwister haben längst geheiratet, ebenso die Freundinnen: sie braucht jemanden, dem sie etwas sein kann. Findet sie einen Mann, den sie achtet und schätzt, so wird sie ihm die beste Lebensgefährtin werden. Solche ältere erfahrene Menschen erwarten von der Ehe keine ungetrübten Seligkeiten, und sie können daher auch nicht enttäuscht werden. Sie wissen, daß nicht alles rosa ist, sie haben sich aber den Glauben an das Gute im Menschen bewahrt, und sie wissen, daß bei gutem Willen und ernstem Streben zwei Menschen miteinander aluflich werden können. Auf dieser Grundlage einer nüchternen Zuversicht bauen sie ihr gemeinsames Heim auf, und diese Grundlage ist dauerhafter als jugendlicher Rausch und schwärmender Idealismus.

Gesellschaft und Mode

Herrenschmuck spielt eine viel größere Rolle, als man allgemein weiß. Es geht nicht an, daß man in Gesellschaft eine Buch- oder Pappenschachtel mit Zigaretten hervorzieht. Ein silbernes Etui ist heute so billig, daß es sich jeder beschaffen kann. Die silberne Streichholzschachtel mit der Dauerreibfläche ist so praktisch, daß sie auch für den Tagesgebrauch überall die Streichholzschachtel verdrängt hat. Mit dem Wiederauftauchen der Taschenuhr gegenüber der praktischen Armbanduhr gewinnt auch die Herrenkette wieder an Bedeutung, neben ihr das Chatelaine, das zum Frack und Smoking getragen werden muß und besonders mit Sportemblem wegen seines flotten Eindrucks auch zum Straßenanzug vielfach beliebt ist. Der Manschettentopf herrscht immer noch als Perlmutterknopf für alle Gelegenheiten. Knotenmuster oder schöne Goldarbeit stehen aber gleichberechtigt und gern gesehen neben ihm. Eine Perlgarneitur aus Frackhemdknopfen oder eine schöne Perlnadel sind heute nicht mehr unerschwinglich. Wo die Orientperle zu teuer ist, gibt die japanische Zuchtperle vollwertigen und guten Ersatz. Im Ring entwickelt der Herrenschmuck eine Vielseitigkeit und Phantasie ohne Grenzen. Der nüchterne einfache Siegelring des Kaufmanns ist ebenso beliebt wie der Goldring mit Halbedelsteinen, der durch kunstvolle Arbeit Geschmacksneigungen des Trägers andeutet. Für große Gesellschaft gilt immer noch der Brillant, der in schlichter oder anpruchsvoller Fassung getragen werden kann. Herrenschmuck muß dezent in Form und Wirkung sein.